

Was vom Leben übrig bleibt

Reportage aus der Ukraine Sie bauten sich Häuser, bekamen Kinder, träumten von der Zukunft: Nach den Angriffen der russischen Invasoren Etwa die Hälfte der 260'000 Einwohner der 150 Kilometer westlich von Kiew gelegenen Stadt ist bereits geflohen. Schicksale und Szenen

Tomas Avenarius (Text) und **Florian Hassel** (Text und Fotos), Schitomir

Den Gandhi hat er von der Wand genommen, schon vor ein paar Tagen. Der Prophet der Gewaltlosigkeit musste Platz machen für den Kriegspräsidenten. Der Bürgermeister blickt auf das abgehängte Gandhi-Gemälde, dann auf das Schwarzweissfoto des unrasierten Wolodimir Selenski, es hängt über dem Schreibtisch.

«Ich war früher Oberst bei der Panzertruppe», sagt Sergei Suchomlin. «Dann wurde ich Pazifist. Als Soldat weiss ich, was Waffen anrichten.» Suchomlin zögert. «Wenn alles Reden nicht mehr hilft, muss man sich zur Wehr setzen.» Der Bürgermeister von Schitomir lächelt. Erst Panzeroffizier, dann Pazifist, der Widerspruch ist offenkundig. Suchomlin versucht sich an einem Wortspiel: «Ich bin Panzerist und Pazifist.» Doch jetzt ist es mit dem Pazifismus vorbei. Suchomlin ist wieder Soldat, im Gewand des Bürgermeisters.

Seit vier Wochen herrscht Krieg, Tag und Nacht heulen die Sirenen in Schitomir, russische Jets bombardieren die 260'000-Einwohner-Stadt. Menschen sterben, werden verletzt, verlieren ihre Wohnungen. Etwa die Hälfte der Bevölkerung hat die Stadt verlassen. Der 50-jährige Suchomlin versucht, Schutz und Verteidigung zu organisieren. Kiew ist knapp 150 Kilometer entfernt, doch die Front nur ein paar Dutzend Kilometer.

Bodenangriffe zu erwarten

Die russischen Truppen stehen nordwestlich der umkämpften Hauptstadt, Zehntausende Soldaten, die sich jederzeit gegen Schitomir wenden könnten. Auch im Norden, hinter der weissrussischen Grenze, warten Feinde. Von dort starten russische Jets, fliegen russische Raketen auf Schitomir. Bürgermeister Suchomlin fürchtet, dass der Putin-hörige Diktator Alexander Lukaschenko in Weissrussland bald offen in Moskau Krieg gegen die Ukraine eintritt. Dass seine Armee auf die Stadt vorrückt. Nur der Westen der Ukraine ist noch weitgehend ruhig. Aber über die Grenze im Westen schickt die Nato die Raketen, Panzerfäuste und Munition, mit denen sich die Ukrainer verteidigen. Über Schitomir führen die wichtigsten Strassen und Bahnlinien nach Kiew und in andere Städte. «Über uns rollen Nachschub, Waffen, Munition und Nahrung. Wir sind die Lebensader von Kiew», sagt Suchomlin. Er ist sicher, dass die Russen seine Stadt bald am Boden angreifen, um diese Ader zu durchtrennen.

Der Platz vor Suchomlins Amtssitz – früher hiess er Lenin-Platz – ist menschenleer. Sandsäcke und Panzersperren blockieren die Zufahrten, das Rathaus und der Sitz des Gouverneurs der Region gleichen kleinen Festungen. Die Schule Lyzeum Nr. 25 hinter dem Platz wurde kurz nach Kriegsbeginn von einer Rakete getroffen. Die Stahlbetontrümmer der oberen Etagen hängen verbogen herab. Die russische Luftwaffe hat Schulen bombar-

diert, Spitäler, Wohnblocks; neun Zivilisten starben in Schitomir, weitere 33 Menschen in der Region. Ob bei den Schulen und Kliniken auch kriegswichtige Dinge versteckt waren, ist unklar. «Moskau behauptet, dass es nur militärische Ziele angreift», sagt der Bürgermeister. «Aber in der Schule waren am Morgen des Angriffs nur drei Arbeiter, sonst niemand.»

Über das Rathaus, das Kinotheater «Oktober» und den Gouverneurssitz blickt der in Schitomir geborene sowjetische Raketenpionier Sergei Koroljow als klobige Granitstatue. Der Kremel stand in der Ukraine einmal für Zukunft und Fortschritt. Das ist vorbei, heute ist Russland nur noch der Feind der Ukrainer.

Der Bürgermeister steht jetzt im Foyer, Soldaten laufen hastig die Treppe hinauf. Dazwischen belegen zwei Frauen Brote mit Hering und kochen Tee. Den Fliegeralarm ignorieren sie, die Sirene heult oft genug. Suchomlin ruft einen Oberst zu sich, der die Verteidigung der Stadt koordiniert. Der Uniformierte sagt: «Unser Vorbild ist Grosny. Die Tschechen haben damals zwei bestens bewaffnete russische Brigaden vernichtet und die Russen monatelang aufgehalten.»

Was der Oberst nicht sagt: Die Schlacht um Grosny war ein Blutbad. Am Ende war Grosny eine Trümmerlandschaft. Bürgermeister Suchomlin weiss, dass dies auch Schitomir bevorstehen könnte. Dass Russland bereit ist, ganze Städte auszumerzen, sieht man in Mariupol.

Direkt mit Beginn dieses grossen Krieges fliegen am 24. Februar auch die ersten Raketen auf Schitomir. Marina Ignatjuk ist zu diesem Zeitpunkt hochschwanger. Sechzehn Jahre haben die Bibliothekarin und ihr Mann Alex-

«Über uns rollen Nachschub, Waffen, Munition und Nahrung. Wir sind die Lebensader von Kiew.»

Sergei Suchomlin
Bürgermeister von Schitomir

ander auf ein Kind gehofft, jetzt soll sie Zwillinge zur Welt bringen. Sie ist im 8. Monat, ihr Mann fährt Flüchtlinge an die Hunderte Kilometer entfernte polnische Grenze, bei Marina Ignatjuk steigt der Blutdruck. Sie fürchtet eine Fehlgeburt.

Ein paar Tage nach Kriegsbeginn fährt sie in die Frauenklinik. Und was dort passiert, erzählt sie jetzt in ihrer Zuflucht: Als sie auf der Wöchnerinnenstation in ihrem Zimmer im 4. Stock liegt, heulen die Sirenen. Fliegeralarm. Ihre Zimmernachbarin beschwert sich: «Ich will nicht schon wieder in den Keller, das ist jetzt schon das achte Mal.» Doch die Spitalpflegerin fordert

sie auf. «Wir gehen alle – und zwar sofort.» Doch auch dort, sagt Ignatjuk, seien sie nicht in Sicherheit gewesen: Kaum haben die Schwestern im Keller die Tür geschlossen, explodiert eine Bombe neben der Klinik. Die Schwangeren weinen, beten, Kinder schreien. Eine zweite Bombe fällt, die Kellerwände beben. Bei zwei Frauen platzt die Fruchtblase, zwei Mädchen kommen in dieser Nacht zur Welt.

Marina Ignatjuk ist nicht nur Bibliothekarin, sie hat auch Psychologie studiert. Sie versucht, sich im Keller irgendwie zu beruhigen, nicht in Panik zu geraten. Also spricht sie mit den Zwillingen in ihrem Bauch: «Wartet noch ein bisschen, meine Kleinen. Jetzt ist nicht die richtige Zeit, auf die Welt zu kommen.»

Geburt im Bombenhagel

Als die Bombennacht vorbei ist und die Ärzte ihren Blutdruck stabilisiert haben, darf sie das Spital verlassen. Doch ihr Haus liegt neben einem Panzerreparaturwerk, auch hier schlugen schon Bomben ein. Ignatjuks Schwester Julia verschiebt ihre geplante Flucht nach Polen und nimmt die schwangere Marina auf. Vier Tage später muss Ignatjuk wieder ins Spital zur Kontrolle. Es ist der 4. März. Ihre Fruchtblase platzt. «In den OP», kommandieren die Ärzte, es ist höchste Zeit für einen Kaiserschnitt. Während Marina Ignatjuk betäubt wird, hört sie noch, dass drei Kilometer entfernt das Panzerreparaturwerk neben ihrem Haus bombardiert wird.

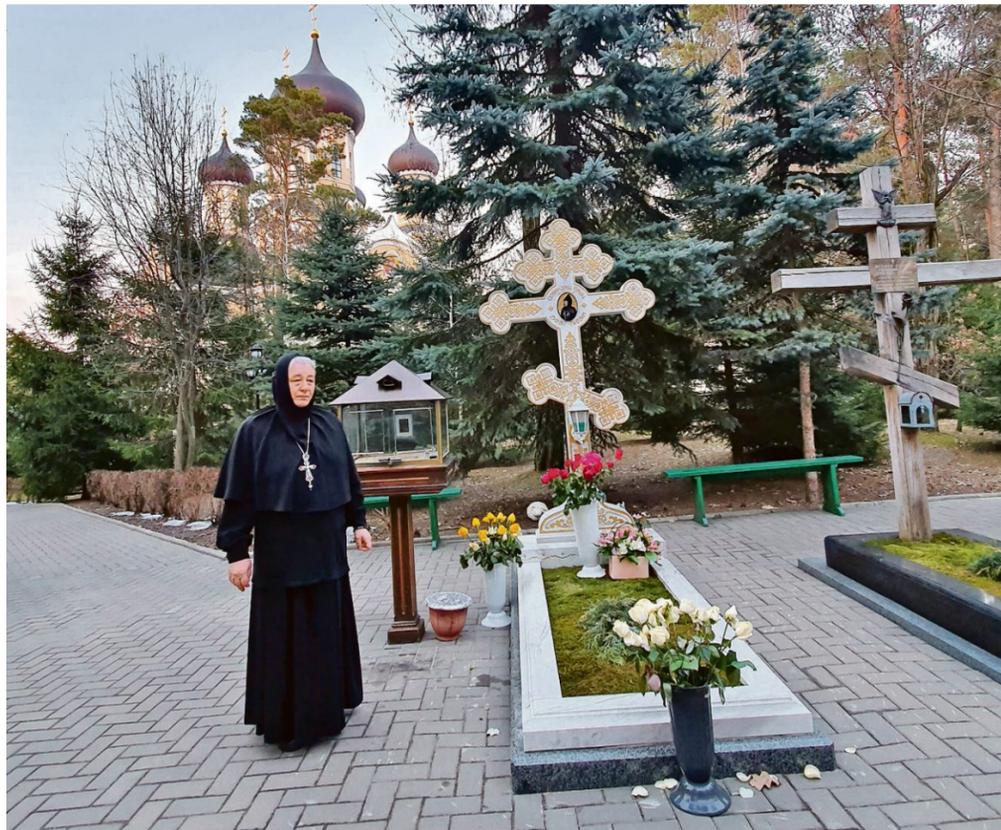
Die Zwillinge Maxim und Emilija kommen 35 Tage zu früh auf die Welt, müssen in den Brutkasten. Der Vater kommt zurück aus der Westukraine, sieht seine Kinder dort das erste Mal. Neun Tage bleibt die Familie im Spital, am Tag und vor allem in der Nacht schrillen die Fliegersirenen. «Wir haben ganze Nächte im Keller verbracht», erzählt Marina Ignatjuk. In den ersten Nächten müssen die Eltern ohne die Zwillinge in den Keller – die Kinder brauchen die Brutkästen, ein Arzt bewacht die Frühchen während des Bombenalarms.

Mitte März dürfen die Ignatjuks das Spital verlassen. Zwölf Kilometer von der Stadt entfernt haben ihnen Freunde ihre Sommerdatscha überlassen. Im Holzhaus läuft die Heizung auf Brutkastentemperatur, der Babys wegen. Als Marina Ignatjuk ihre Geschichte von den Bombenangriffen und der Geburt erzählt, gibt sie Emilija die Flasche. Plötzlich ist der Lärm einer mächtigen Explosion zu hören, die Fensterscheibe zittert. Doch die Mutter bleibt ruhig. «Das war weit weg – wenn es nah ist, zittern die Wände.» Sie möchte nicht wie so viele andere Ukrainerinnen fliehen. «Wir haben hier eine sichere Zuflucht gefunden. Das hoffen wir jedenfalls.»

Ein Ort der Zuflucht ist auch das Kloster der heiligen Anastasia. Das orthodoxe Frauenkloster liegt in einem Pinienwäldchen in einem Pinienwäldchen. Nach der Messe zieht die Gemeinde zur Prozession nach draussen. Im Inneren der Kirche bleibt ein Ehepaar mit seinen beiden Söhnen im Halbdunkel sitzen. Irina Strelzow arbeitet als



Im Krieg Mutter geworden: Marina Ignatjuk mit ihren neugeborenen Zwillingen Maxim und Emilija.



Flüchtende suchen hier Schutz: Die Äbtissin des Anastasia-Klosters in Schitomir.

Inneneinrichterin, ihr Mann Wladimir ist Anwalt. Sie lebten in Kiew, es ging ihnen gut, aber am Tag, als der Krieg begann, sind sie sofort aus der Hauptstadt geflohen, nach Schitomir, sie haben dort eine zweite Wohnung nahe der Militärakademie. Als auch dort Bomben fallen, die Scheiben aus den Fenstern fliegen, flüchten sie ins Kloster, so wie zwei Dutzend andere Flüchtlinge aus Schitomir auch. Doch selbst hier fühlen sie sich nicht sicher. Die Familie schläft nachts nicht in dem von den Nonnen bereitgestellten Zimmer, sondern lieber auf dem Boden in der Kirche: «Aus Angst vor den Bomben», sagt Irina Strelzow. Wie es

weitergeht, wissen sie nicht. Der Familienvater ist nicht wehrdiensttauglich, aber wenn der Krieg länger dauert, könnte auch er eingezogen werden. Seine Frau hofft, «dass sie ihn bei der Armee nicht brauchen».

Plötzlich bricht die Hölle los

In Schitomir hört man viele solcher Geschichten – auch schreckliche wie die von Katerina Rybak. Die Mutter der eineinhalb Jahre alten Elisaweta und ihr Mann Oleg, ein Softwareingenieur, verkauften ihre kleine Wohnung und kauften eine grössere. Weil die aber saniert werden musste, zog das junge Paar Ende Dezember vorübergehend bei Katerinas

Vater Sergei Melnyk ein. Der steht jetzt in der kalten Spätwinter-sonne vor einem Trümmerfeld in Schitomir.

Sergei Melnyk ist Metzger, ein kräftiger Mann. Jahrzehntlang hatte er gespart, bis er vor vierzehn Jahren endlich das ersehnte Haus kaufen konnte. Zwölf Jahre, erzählt er, baut er es um und aus, wenn er nicht mit seinem altersschwachen Schiguli-Wagen zum Markt unterwegs ist. Melnyk pflanzt Apfel- und Birnbäume, Aprikosen und einen Walnussbaum. Und auf das Haus baut Vater Melnyk ein Stockwerk für seinen Sohn Dimitri, für die Zeit, wenn dieser seinen Dienst in einer Spezialeinheit der ukra-